



Gott wohnt auf dem Müll

Gott wohnt überall, also auch hier bei den Hunderten philippinischen Familien, die mitten im Abfall arbeiten und leben, sagt der deutsche Missionar Heinz Kulüke. Jetzt will er versuchen, sie umzusiedeln: Die „Müllmenschen“ können in ein Tal im Urwald ziehen – aber manche bleiben lieber auf der Deponie

✿ Text: Stefan Krücken Fotos: Enver Hirsch



12.2010 chrismon 29



**Pater Heinz Kulüke,
seit 1986 bei den Steyler
Missionaren, arbeitet auf der
philippinischen Insel Cebu**

Als Schüsse zu hören sind, erzählt der Missionar gerade von den Mädchen, die er aus den Bordellen zu befreien versucht. Ganz nahe klingt das Knattern der Maschinengewehre. Bedrohlich nahe. Einige Hühner flattern an der Wellblechhütte vorbei, in deren Schatten der Pater Schutz vor der Sonne gesucht hat. Er hält inne. „Die Schüsse gingen in die andere Richtung, keine Sorge“, erklärt er. In der Nachbarschaft lässt ein Großgrundbesitzer seine Privatarmee an automatischen Waffen ausbilden, das ist normal hier. Heinz Kulüke spricht weiter, als sei nichts geschehen.

Ein süßlicher Geruch hängt in der Hitze des Nachmittags. Je weiter man auf die Müllhalde kommt, desto ärger wird der Gestank, wird an manchen Stellen so stark, dass man den Würgeritz unterdrücken muss. Wer diesen Gestank einmal gerochen hat, vergisst ihn nie – süßlich, scharf, beißend.

Einen Monat lang hat Kulüke in dem Dorf auf der Müllkippe Umapad gewohnt. In einem Verschlag aus Abfall, zusammen mit einer der 200 Familien, die hier zu überleben versuchen. Drei Jahre liegt das nun etwa zurück. „Pater Heinz“ nennen sie ihn hier, Kinder winken ihm, junge Männer lächeln, wenn sie ihn sehen. Kulüke, 54, ist ein groß gewachsener, hagerer Steyler Missionar, der immer etwas gebeugt geht, als wolle er sich kleiner machen. Als Professor für Philosophie arbeitet er an der San-Carlos-Universität in Cebu City. In seiner Freizeit widmet er sich seinen Hilfsprojekten. Außer ihm kümmert sich kaum jemand um die Ausgestoßenen am Rande von Mandaue City auf der philippinischen Insel Cebu.

Nach vier Wochen auf dem Unrat ertrug sein Körper die Strapazen nicht mehr. Kulüke litt an einer Lungenentzündung, an eiternden Wunden, an hohem Fieber. Warum dieser Selbstversuch? „Ich wollte erfahren, wie es ist“, sagt er. „Für mich war es wichtig, die Armen zu verstehen. Wir sind immer gut darin, mit Lösungen von außen zu kommen. Ich wollte die Innenansicht kennen.“ Wissen, wie es ist, wenn der Morgen mit Hunger beginnt, mit dem dichten Rauch brennender Autoreifen, mit dem Lärm der Laster und Bulldozer. Wissen, wie es sich anfühlt, Stunde um Stunde mit einem Stock nach Dosen, nach Plastikresten oder Glas zu stochern. Wissen, welche Angst man spürt, wenn man nachts an einem Ort schläft, wo es kein Recht gibt außer dem Recht des Stärkeren.

5000 Menschen, schätzt Kulüke, leben auf den drei Müllhalden der Insel. Wie viele es auf den Philippinen insgesamt sind, weiß niemand genau, aber allein in der Hauptstadt Manila sollen es vier Mal so viele sein. Mit Müll, wie man ihn in Mitteleuropa kennt, hat der von Cebu wenig gemein: Ölkannister sieht man, giftige Chemikalien verteilen sich in der Masse, Autoreifen brennen. Sobald es regnet, wird aus all dem eine breiige Pampe. Ist sie trocken, kokeln unter der Oberfläche Schwelbrände, und

Explosionen von Faulgas sind möglich. Wer nicht darauf achtet, wohin er tritt, kann metertief einsinken. Tollwütige Hunde streifen umher, Ungeziefer ist überall, und nachts kommen Ratten in die Hütten, auf der Suche nach Essensresten. Etwas, an das er sich nie gewöhnen kann, sagt der Pater, ist der Anblick zerbissener Kinderhände.

Einige Männer, die hier arbeiten, sind ehemalige Strafgefangene. Manche Frauen sind auf der Deponie geboren. Sie haben sie nie verlassen – vielleicht aus Scham. Oder weil sie fürchten, dass sie woanders verhungern könnten. Knapp 30 philippinische Peso verdient ein Müllsammler am Tag mit dem Verkauf verwertbarer Materialien, die ihm ein Händler abkauft, umgerechnet etwa ein halber Euro. Das reicht für ein wenig Reis.

„Kommen Sie“, sagt der Pater und bricht zu seinem Rundgang über die Deponie auf. Er geht die Piste entlang, als ein Lastwagen auf die Halde einbiegt. Der Kipper ist beladen mit vergammelten Obstresten, was vom Markt übrig blieb. Sofort rennen junge Männer auf den Laster zu. Sie sind mit Tüchern ver mummt, um sich gegen die Hitze zu schützen – was sie aussehen lässt wie Piraten. Noch während der Fahrt springen sie auf, klettern auf die Ladefläche und beginnen damit, die Fuhre nach Essbarem zu durchsuchen.

Ein altes Ehepaar humpelt auf Pater Heinz zu und hebt die Hände zum Gruß. Kinder umringen ihn, er macht ein paar Späßchen mit den jungen Männern, die das Ergebnis des Tages in Säcke sortieren. Er trifft Elyn. Sie ist 29 Jahre alt, doch sie sieht aus wie Anfang 40. Elyn hat sieben Kinder, das älteste ist 14, das jüngste wenige Wochen alt. Sie lebt schon immer auf der Deponie, wie ihr Mann. Er versucht, die Familie mit dem Sammeln von Altmittel irgendwie zu ernähren. Sie würde gern die Kinder zur Schule schicken, aber dafür fehlt das Geld. Ihre Kinder, die älter sind als fünf, müssen mithelfen, den Lebensunterhalt zu verdienen.

Doch es gibt eine Hoffnung für Elyn und für 50 andere Familien. Ein Umsiedlungsprojekt, das Pater Heinz mit der Stiftung Dekeyser & Friends im Juni begonnen hat. Die Stiftung, die jungen Erwachsenen auf der ganzen Welt Mut machen will, hat ein Stück Land im Urwald der Insel gekauft. Anderthalb Stunden mit dem Bus von Mandaue City entfernt, befindet es sich in einem kleinen Tal, mitten im Urwald, durch das ein Bach fließt. „Compostella“ soll die Siedlung heißen, in der sich die Müllbewohner als Kleinbauern selbst versorgen. Jean-Marie Massaud, ein Stararchitekt aus Paris, der die Stiftung unterstützt, hat die Häuser entworfen. Sie werden auf Stelzen stehen, mit großen Türen, einer Plattform im ersten Stock und Wänden aus Flechtwerk. Die Bewohner sollen sie selbst bauen.

In einer Lagerhalle am Stadtrand sehen sich einige Familien vom Müll das Modell der Siedlung an. Sie wagen kaum, die Halle

rechts

Wäsche hängt zum Trocknen auf dem Zaun der Deponie. Einige Familien leben seit Generationen auf der Müllkippe

unten

Hast du was gefunden? Kinder suchen nach Altmetallen. Sie helfen, die Familien zu ernähren. Das ist wichtiger als Schule





zu betreten. „Wie hat dir das Haus gefallen?“, fragt Pater Heinz. „Es gefällt mir sehr gut. Das Dach sieht stabil aus“, antwortet Elyn. „Wirst du nach Compostella ziehen?“ – „Die Kinder und ich, wir gehen fort, sobald es möglich ist, aber mein Mann wird weiter auf dem Müll bleiben, damit er eine Arbeit hat.“ Pater Heinz nickt und sagt nichts. Die Müllbewohner leben zwar unter schwer erträglichen Umständen, doch viele fürchten sich davor, die Deponie zu verlassen. Weil sie dann gar keine Lebensgrundlage mehr haben. Und weil sie nicht wissen, wie das Leben außerhalb des Mülls funktioniert. „Wir müssen Geduld haben“, sagt Pater Heinz, „Geduld ist der Schlüssel in der Entwicklungshilfe. Wir müssen mit den Menschen arbeiten, nicht für sie.“

Wie geht er selbst mit Misserfolgen um? Mit seiner Ohnmacht, wenn ein korruptes Mitglied der Stadtverwaltung ein neues Gemeindezentrum auf dem Müll von Bulldozern überrollen lässt, weil jemand befürchtet, Touristen könnten die Müllbewohner auf dem Weg zum Strand sehen? Mit der Wut, wenn er im Rotlichtmilieu der Stadt Kinder in den Händen von Geschäftsleuten sieht und er nichts dagegen unternehmen kann, weil die Bordellbetreiber mit korrupten Polizisten zusammenarbeiten?

„Es gibt diese Tage“, sagt der Pater, „vor allem wenn ich hilflos zusehen muss, wie in den Bordellen kleine Mädchen angeboten werden, die Menschenhändler irgendwo verschleppt haben.“ Oder wenn die Lage auf den Müllhalden sich verschärft, weil eine schwere Krankheit im Umlauf ist. In einer Woche musste er einmal 17 Kinder beerdigen, die an Tollwut starben. Das Leiden der Kinder beschäftigt ihn, macht ihn wütend, treibt ihn an. Es gibt viele Gefahren: wilde Hunde, Bulldozer, Skalpelle oder Spritzen aus Krankenhausabfällen, in die sie hineintreten. In manchen Nächten findet der Pater nicht in den Schlaf.

Und doch macht er weiter, hört nicht auf, nach Mitstreitern zu suchen. „Ich muss etwas unternehmen“, meint er, „ich muss.“ Die Begegnung mit den Armen gebe ihm Kraft, jeden Tag aufs Neue. Das Leben auf dem Müll verändere den Menschen. Das eigene Leben, der eigene Lebensstandard, die eigenen Träume werden durch die Eindrücke immer wieder hinterfragt. „Niemand, der dies hier mit den eigenen Augen gesehen hat, bleibt davon unbeeindruckt“, sagt Kulüke. Eine Sinnfrage stelle sich nicht. Auch nicht die nach dem Sinn von Entwicklungshilfe – wie sie zum Beispiel die Ökonomin Axelle Kabou aus Kamerun äußert: Entwicklungshilfe bringe nichts, sagt sie. Auf naive Weise machten sich die Helfer zu Erfüllungsgehilfen der mächtigen Eliten. Kulüke veranschaulicht seine Sicht mit einem Beispiel aus dem eigenen Alltag. „Wenn ich nur ein Kind sehe, dem ich helfen kann, werde ich helfen. Denn niemand sonst wird es tun, schon gar nicht die Regierung oder die Stadtverwaltung. Also, stellt sich dann noch die Frage nach dem Sinn?“

Noch ist es trocken, aber es wird nicht lange dauern, bis die Regenzeit beginnt und damit die schwierigste Zeit im Jahr. Einmal in der Woche kommt Kulüke mit einem Ärzteteam auf die Deponie, um Kranke zu versorgen. Eine von ihm gegründete Hilfsorganisation ist mit mehr als 40 mobilen Kindergärten auf den Müllhalden anwesend, in denen Hunderte Kinder gewaschen und entwurmt werden und die Älteren schreiben lernen. In den Schulen, die er organisiert, haben bereits mehr als 2500 Kinder einen Abschluss geschafft. „Wir erziehen die Eltern durch die Kinder. 2500! Das ist eine Erfolgsgeschichte“, freut sich Kulüke.

Er kümmert sich zudem um Fischer, denen wegen verfehlter Städtebauprojekte an der Küste die Lebensgrundlage entzogen wurde, um Obdachlose und um einige Hundert Familien, die auf den Friedhöfen der Großstadt eine düstere Heimat gefunden haben. „Sie leben mit den Toten“, sagt der Pater.

Wegbegleiter bewundern Kulüke dafür, dass er niemals die Hoffnung aufgibt. „Wie er auf alle Menschen zugeht, auch auf Zuhälter und Verbrecher, das ist beeindruckend“, sagt der Unternehmer Bobby Dekeyser, 45, der in seiner Fabrik auf der Insel Cebu seit vielen Jahren Möbel herstellt, mit seiner Stiftung das Umsiedlungsprojekt betreibt und den Pater seit langem kennt. Andere verglichen Pater Heinz mit Mutter Teresa, doch der gebürtige Emsländer („ich komme aus 48480 Spelle“) lächelt nur müde, wenn er so etwas hört. Er will seine Arbeit als „Akt der Nächstenliebe“ verstanden wissen. Nächstenliebe, ganz einfach.

„Gott lebt auf der Straße, seit langem schon, auf Mülldeponien, auf dem Straßenstrich. Sein Sohn ist den Weg mit den Ärmsten gegangen, mit den Menschen am Rande“, sagt Kulüke. „Auf der Müllkippe kann ich Gott begegnen, an jedem Tag.“ Als er damals erkrankte, geschah etwas für ihn Unerwartetes. Die anderen Müllbewohner halfen ihm, verwertbare Dinge aus dem Müll zu sammeln. Ob Plastikflaschen oder Dosen: Sie füllten seinen Korb, damit er am Abend vom Händler etwas Geld bekam. Weil Kulüke trotz seiner schlechten Verfassung nicht in die Klinik ging, dachten die Leute von der Mülldeponie, dass der Fremde keine Angehörigen habe. Sie besprachen sich untereinander. Er könne ruhig in die Klinik gehen, sagten sie. Sie würden sich im Wechsel um ihn kümmern und dafür sorgen, dass er im Krankenhaus etwas zu essen bekommt. Auf den Philippinen ist es wie in vielen anderen Ländern üblich, dass Verwandte die Kranken mit Lebensmitteln versorgen.

Später Nachmittag, und Pater Heinz möchte nach Hause fahren, um ein bisschen auszuruhen. Heute Nacht wird er wieder mit einem Arzt durch das Rotlichtmilieu eines Slums gehen, um junge Mädchen medizinisch zu versorgen. Sein Mobiltelefon klingelt, am anderen Ende meldet sich sein Büro in der Universität. Bald sind Wahlen auf Cebu. Kaum eine Lücke an einer Hauswand oder Mauer ist nicht mit Politikern plakatiert. Man vermutet, dass die Spitzenkandidaten zweistellige Millionensummen in den Wahlkampf investieren. Geld, dass sie später als Inhaber mancher Ämter wieder zurückerwirtschaften werden. Die Müllbewohner, von denen die meisten Analphabeten sind, gehören zu einer beliebten Zielgruppe, „sie sind Stimmvieh“, wie es Kulüke nennt.

Die Nachricht, die er nun durchs Telefon erfährt, schickt ihm der Bürgermeister: Weil die Müllbewohner ihn angeblich nicht wählen wollen, werde er seine Genehmigung für das Umsiedlungsprojekt widerrufen. Kulüke seufzt und will sich auf den Heimweg machen, als das Telefon erneut klingelt. Nun hat sich der aussichtsreichste Gegenkandidat gemeldet: Er habe von der Unterstützung der Müllbewohner für den Bürgermeister erfahren, und werde im Falle seines Wahlerfolgs das Umsiedlungsprojekt augenblicklich stoppen. Pater Heinz wendet den Kopf ab, weil ein Laster vorbeirumpelt und eine Staubwolke hinter sich herzieht. Dann lächelt er wieder. Lächelt so, als wolle er gleich loslachen, weil der Moment so absurd erscheint. „Das kriegen wir hin“, sagt er, dann steigt er in sein Auto. ◀